

REMISURI



PIA MECHLER

roman

SHELFF

J. A. [unclear]

Eins

Madeira ist ein schwarzer runder Fels inmitten des Atlantiks. Ascheberge, überwuchert von Flechten. Überall blüht es, die Luft ist schwer und feucht. Schon Kaiserin Sissi und Churchill haben hier Zuflucht gesucht. Maria gefällt sich darin, nun eine von ihnen zu sein, ein Flüchtling der Zeit.

Wie seltsam, dass dieser Flecken Erde für ein paar Tage ihre Burg werden soll; und dass keiner, wirklich keiner außer ihre Mutter, die nun neben ihr sitzt, davon weiß. Der Hoteltransporter befördert sie wie zwei Illegale durch rasante, in den dunklen Fels gehauene Tunnel, über schmale Straßen, die entlang tiefer Schluchten verlaufen, karrt sie in das feinste Haus am Platze mit Meerblick und allem Drum und Dran, zwischen englische Rentner, die regungslos am Pool liegen. Sie liegt bäuchlings auf einer weißen Plastikliege mit gelber Schaumstoffunterlage. Der junge portugiesische Poolmann hat die Liege im Tausch gegen ein Lächeln für sie aufgebaut. Sie betrachtet die hellgrauen Steinfliesen unter sich. Zwischen den Ritzen sammelt sich ein wenig Dreck, Blütenstaub, Aschereste, Erde, von irgendwoher angeweht. Über ihren Rücken zieht ein feiner Wind, der alle paar Minuten seine Richtung ändert. Ihre Mutter spricht mit einer Kellnerin, in einer Mischung aus Spanisch und Portugiesisch: *Portognol*, so nennt sie das, und Maria überlässt das Reden ihr. Sie fühlt sich seltsam sprachbehindert. Egal in welcher Sprache, sie findet keine Worte mehr. Ein stummer Fisch, der langsam in der Sonne liegend austrocknet – und an seiner Verwesung auch noch Gefallen findet. Sie weiß auch, dass ihr Bikini verrutscht ist und mehr Haut freilegt, als er sollte. Aber es ist ihr merklich egal. So wie ihr vieles hier merklich egal ist. Sie macht keine Anstalten, etwas daran zu ändern; sie wird die meisten Menschen, die

hier ebenfalls liegen oder an ihr vorbeigehen, nie wieder sehen. Man wird sich nicht wieder begegnen.

Maria war schon als Kind von dieser Vorstellung fasziniert: letzte Male. Ein letztes Treffen mit einem Freund. Ein letztes Mal ein Land bereisen. Ein letztes Mal dieses oder jenes tun – ohne zu wissen, dass es sich dabei um das letzte Mal handelt. Vielleicht ist nur so das Leben möglich?

Die meisten Hotelgäste werden vielleicht bald tot sein, mit ihren ergrauten Haaren. Aber hier setzen sie weiter beharrlich einen Schritt vor den anderen, auch wenn sie wissen, dass ihr Leben nur noch reines Glücksspiel ist. Maria schließt ihr linkes und rechtes Auge im Wechsel. Auch das hat sie als Kind häufig getan: Die Welt aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten. Jetzt ist es das Bild ihrer schlafenden Mutter, das von rechts nach links zu springen scheint. Plötzlich findet Maria ihren letzten Gedanken über die Sterblichkeit aller furchtbar. Im Meer zappeln vier Männer im Kreis, mitten im Wasser haben sie sich einander zugewandt und unterhalten sich. Maria dreht sich auf den Rücken und betrachtet sie. Sie streicht sich über den warmen, vom vielen Liegen zerknautschten Bauch. Seit drei Tagen weiß sie, dass sie schwanger ist. L ist der Vater.

Die Wellen sind heute sehr hoch, und die Männer müssen sich anstrengen, um in ihrer Formation nicht auseinander gerissen zu werden.

Am nächsten Morgen regnet es. Dennoch gehen ein paar der Alten in ihren breiten schwarzen Badeanzügen ins Wasser. Steigen in Zeitlupe die rutschigen Sprossen der Leiter hinab. Von der überdachten Frühstücksterrasse aus blickt Maria zu ihnen hinüber. Mit behäbigen Bewegungen paddeln sie zwischen den Wellen. Zeitlupenleben, denkt Maria, und dass das alles hier, wenn es so regnet, ganz leicht, und die Menschen dennoch ins Wasser steigen, etwas von einem Sanatorium hat. Gesund müssen wir werden.

Eine Bustour über die Insel steht an. Mit ihrer Mutter nimmt sie auf der Rückbank eines Kleintransporters Platz: »Ich habe uns die spanische Tour gebucht, ich dachte, das ist besser«, sagt die Mutter geheimnistuerisch. Maria stimmt ihr zu, denn die hinzukommenden spanischen Touristen schauen wesentlich attraktiver aus als die deutschen. Wieder karrt man sie über gefährlich schmale Pässe. Das Grün der Bananenplantagen, über denen jetzt schwere Wolken hängen, scheint gleich zu platzen. Überall wachsen weiße Callas und Lilien. Die Insel wuchert. Marias Mutter ist mit ein paar der Spanier ins Gespräch gekommen. Einer der Männer spricht jetzt auch Maria an: »¿Habla usted Español también?« Maria lächelt verlegen und schüttelt den Kopf. Der Wagen springt über ein Schlagloch, und die Mutter hält sich an der Schulter des neugierigen Spaniers fest: »Na ja, das stimmt so nicht. Sie spricht einfach nicht so gerne«, erklärt sie ihm. Er lächelt Maria mitleidig an. Sie wendet sich wieder ab und blickt hinunter zum Meer, dessen tiefblaue Farbe langsam einem silbernen Schleier weicht. Der Himmel reißt nur kurz auf, dann schließt sich die Wolkendecke wieder. J hat Maria eine Nachricht auf Facebook geschickt.

Ich hab dich nicht erreicht. Und dann war ich in deiner Wohnung. Bist wohl verreist. Auf deinem AB war L. Er denkt, du willst nicht mit ihm sprechen. Ich vermisse dich. Komm bald wieder!

Maria hat nicht geantwortet. Aber es rührte sie, von der Freundin vermisst zu werden, ihr sogar Sorgen bereitet zu haben. Sie freut sich über diese Art von Symbiose, den Familienersatz der letzten Wochen. L und M – zusammen trinken, essen, tanzen, leben. Es wird nicht von Dauer sein.

Mittagspause. Der Bus hält an einem schmalen Streifen, bestehend aus ein paar winzigen Häuschen. In einem schäbigen Restaurant nehmen sie und die Spanier an einem langen, mit Krepppapier bedeckten Tisch Platz. Maria bestellt sich eine Limonade, sagt sonst nichts und lächelt. Wieder versucht einer der Spanier, sie in ein Gespräch zu verwickeln. Ihre Mutter kommt ihr zu Hilfe: »Sie spricht nicht so viel!«

Maria ist sich sicher, dass die Leute nun glauben, dass sie viel jünger sei oder behindert. Es ist ihr recht. Marias Mutter lehnt sich zu ihr und flüstert:

»Sag mal, hast du schlechte Laune?«

Sie schüttelt den Kopf: »Gehen wir nach dem Essen raus an den Strand?«

Gleich hinter der Straße liegt ein schwarzer Kieselstrand. Der erste, den Maria auf der Insel entdeckt hat.

»Ja, gut, aber rei dich jetzt mal ein bisschen zusammen und freu dich. Die Tour war teuer genug!«

Das hat ihre Mutter nicht verdient. Maria entschuldigt sich.

»Schon gut!«, antwortet die Mutter. »Ich habe heute Nacht übrigens geträumt, ich hätte L erwürgt.«

Maria muss lachen. Kehlig springt ihr das Lachen aus dem Leib. Ein paar der Spanier drehen sich verwundert zu der laut lachenden Stummen um. Lachen einfach mit, aus Erleichterung vielleicht, dass der Zombie auch Leben hat. Der Neugierige prostet ihnen sogar zu. Maria hebt ebenfalls ihre Limonade:

»¡Salud! Und warum hast du ihn erwürgt?«, fragt Maria.

»Weil er mich aufregt. Ich habe ihn verfolgt, über eine Straße gejagt – und dann habe ich ihn erwürgt!«

Die Mutter ist sichtlich zufrieden mit ihrem Traum.

Maria sitzt alleine am Steinstrand. Ihre Mutter steht ein wenig abseits, oben auf der Straße, und raucht eine Zigarette. Autos ziehen hupend an ihr vorbei. Der Wind peitscht Maria um die Ohren. Vor ihren Füßen liegen

lange hässliche Algen. Sie muss baden gehen. Am nächsten Morgen, so beschließt sie. An das Kind in ihrem Bauch denkt sie nicht. Der Busfahrer ruft, die Tour geht weiter.

In einem engen Tal stoppen sie erneut, um eine Kirche zu betrachten. Das Haus ist still und verschluckt beim Eintreten jeden Gedanken. Maria zündet eine Kerze an und spendet einen klimpernden Euro. Sie bleiben nicht lange und entdecken einen winzigen Friedhof, gleich hinter der Kirche, eingerahmt von hohen Felsen. Sie wandern zwischen den kleinen verfallenen Gräbern, und Maria bildet sich ein, sich zwischen den Überresten einer Südseekolonie zu bewegen. Alle mit einem Mal von Cholera hinweg gerafft. Die tropischen Pflanzen um sie herum, die nun heiße Sonne, eine Armada aus Schmetterlingen, die wohlklingenden Namen auf den Jahrhunderte alten Grabsteinen, all das tut sein übriges. Maria gefällt dieser kleine Ort der Toten. Sie überlegt, ob sie hier bestattet werden möchte. Und wundert sich über die Freundlichkeit ihrer Gedanken. Versucht sich an die Schauerromantik zu erinnern, das Wegbleiben der Luft bei der Vorstellung von Unendlichkeit. Aber hier, im Sonnenschein, im Schutze der steilen Felsformationen, wirkt dies alles seltsam unbedrohlich. Fast lächerlich. Allein praktische Fragen beschäftigen sie nun. Die Art der Bestattung. Feuer oder Erde? Maria denkt an die Asche, die sie sich immer vorgestellt hat. Die gefährlichen Flammen. Dann versucht sie sich die Würmer vorzustellen, die sich durch den Körper fressen. Manchmal wäre es gut, keine Wahl zu haben. Ihre Mutter, auf einem der Grabsteine rastend, schaut sie verwundert an.

»Was ist?«

»Ach, nichts. Mir gefällt's hier!«, antwortet Maria.

»Ja, schön hier, oder?«, sagt die Mutter.

Zum Abschluss fahren sie an den höchsten Punkt der Insel. Auf einem staubigen Parkplatz stehen bereits

mehrere Touristenbusse. Die Serpentinien waren schwindelerregend. Maria ist ein bisschen schlecht. Vielleicht ist es aber auch nur das wachsende Ding da in ihrer Gebärmutter. Sie kauft sich bei einer alten Hutzelfrau, deren Haut wie dunkles, gegerbtes Leder aussieht, eine Packung selbst gemachter Eukalyptusbonbons. Sie lässt eines der grünen Steinchen sofort auf ihrer Zunge zergehen und weiß mit Sicherheit, woher sie den Geschmack kennt. Ihre Mutter steht bereits oben, nahe der Aussichtsplattform. Sie hat die Hände in die Hüften gestemmt und sich leicht ins Kreuz gelegt, fast so, als hätte sie Angst, nach vorne überzufallen, obwohl sie mindestens noch zwei Meter vom Abgrund entfernt ist. Ihre Mutter leidet genauso wie Maria unter starker Höhenangst. So halten also beide Frauen einen gehörigen Abstand ein, während alle anderen an ihnen vorbei wuseln. Maria reicht ihrer Mutter die Tüte mit den Bonbons. Sie fischt sich eines hinaus und stopft es sich in den Mund. Nach dem ersten Lutschen schnauft sie belustigt durch die Nase: »Ah! Zuhause!«

L hat Maria eine Facebooknachricht geschrieben.

Ich gehe davon aus, dass du nicht mit mir sprechen willst. Das ist an deiner Premiere irgendwie ein bisschen dumm gelaufen. Ach, Maria, ich weiß auch nicht, wie das mit uns beiden weitergehen soll.

Habe heute nacht im Traum geweint, weil wir uns begegnet sind, und laut gelacht, als ich mir eben hier unsere Bilder aus Los Angeles angeschaut habe. Erinnerst du dich an die Delphine?

Maria liegt auf dem breiten Hotelbett. Sie ist alleine, es ist Nachmittag. Wenn man durch die Fenster zum Meer hinausschaut, könnte man sich in der Vorstellung verlieren, auf einem Schiff zu sein. Maria war noch nie länger auf einem Schiff. Die Tiefe des endlosen Ozeans

macht ihr Angst. Eines der Fenster ist geöffnet. Ein lauer Wind weht herein und lässt die gelben Gardinen flattern. Ab und an schreit eine Möwe. Maria ist müde. Eine wohlige Müdigkeit hat sich wie eine Decke über ihren Kopf und ihren Körper ausgebreitet. Sie trägt einen Badeanzug, der an einigen Stellen noch feucht ist. Lange betrachtet sie durch halbgeschlossene Augen die tänzelnden Gardinen. Sie hofft, der Moment möge nie zu Ende gehen.

Am Abend isst sie mit ihrer Mutter im Hotel. Ein riesiges Fischbuffet ist angerichtet, das allerlei ozeanische Perversitäten bereit hält. Sie überlädt ihren Teller mit Hummerschwänzen. Auch ihre Mutter schlägt ordentlich zu. Sie stopfen sich das fischige Zeug nur so hinein und kichern wie kleine Mädchen über ihr dekadentes Gelage. Ein Gang folgt dem nächsten, ständig werden Teller gebracht und abgeräumt. Die feinen Kellner schenken immer mehr Wein nach. Mit roten Wangen und glasigen Augen kapitulieren sie schließlich beim Dessert. Maria schaut hinüber zum Buffet – da liegen noch Unmengen von unberührtem Essen. Ihr Blick schweift weiter über die Restaurantgäste, auch sie haben jetzt zu später Stunde das Weiteressen aufgegeben. Die Tierchen sind umsonst gestorben; bestenfalls werden sie morgen Blumen düngen. Maria wird blass, Schweiß tritt ihr auf die Stirn. Sie entschuldigt sich und läuft hastig zur Toilette. Sie erbricht sich. Ihre Mutter macht sich Sorgen: »Zu viel Eiweiß vielleicht?«

Am Morgen ist die See ruhig. Kaum Wellen, dafür glitzert das Wasser verführerisch. Maria sitzt am Rande des Stegs. Ihr schwarzer Badeanzug speichert die Sonne. Sie lässt ihre Füße baumeln. Am Fuße der silbernen Sprossenleiter flitzen allerlei Fische umher. Endlich kommt ein sportlicher Russe, grüßt stumm und steigt die Leiter hinab. Mit einem lauten Stöhnen lässt er sich rücklings ins Wasser fallen. Die Fische schwirren ab, dann sammeln sie sich wieder um den algigen Steg

herum. Maria steht auf, nimmt ein wenig Anlauf und springt mit einem weiten Satz ins tiefe Wasser hinein. Als sie wieder auftaucht, saugt sie die salzige Luft in ihre Lungen. Sie krault ein paar Meter. Dann taucht sie fast ganz zu den großen Steinen am Grund hinab. Sie reißt ihre Augen auf. Das dunkle Riff ist ihr unheimlich. Was, wenn dort ein Hai auf sie wartet? Sie spürt das Raubtier genau. Jedes Mal, wenn sie wieder hinunter taucht und ihre Augen öffnet, glaubt sie, in ein weit aufgesperrtes Maul starren zu müssen. Gleich wird der Fisch sie an ihren Beinen packen, mit seinen scharfen Zähnen in ihre Flanke beißen, ihr Fleisch zerfetzen und mit seinem starken Kiefer ihren Brustkorb knacken. Maria hat Angst, schwimmt jetzt dicht unter der Wasseroberfläche, den Blick voraus, suchend. Vielleicht erkennt sie den grauen Schatten noch rechtzeitig. Mit klopfendem Herz rettet sie sich zur Leiter hinüber. Hangelt sich aus dem nach ihr schnappenden Wellen und klettert erschöpft zum Steg hinauf. Der Russe zieht weiter seine Bahnen, unbeeindruckt von den Gefahren des Meeres.

Maria schreibt L eine Mail.

Bin nicht in Berlin, muss dir aber etwas sagen. Vielleicht können wir skypeen.

Die Mutter bestellt sich ein Glas Wein, ihrer Tochter einen Whisky dazu. Sie zündet sich eine Zigarette an und dreht sich erneut nach dem Kellner um, um noch einen Aschenbecher zu ordern. Der Abend ist warm, die Luft ist weich. Drinnen in der Bar sitzt ein bebrillter Mann klimpernd am Klavier. Die hochgewachsenen Palmen wiegen sich still hin und her. Die englischen Hotelgäste haben sich fein gemacht. Auf der krebsroten Haut der Frauen reflektiert teurerer Schmuck das Kerzenlicht. Die Herrschaften lachen laut und unterhalten sich gut. An der Bar zischt die

Espressomaschine, Geschirr klappert. Marias Mutter bläst den Zigarettenrauch genüsslich aus. Maria wedelt ihn mit ihren Händen von sich weg:

»Du rauchst zu viel!«

»Und du trinkst zu viel!«

Maria schüttelt enttäuscht den Kopf: »Du suchst immer gleich nach den Fehlern der anderen, wenn man mal Kritik an dir äußert!«

»Wenn du schlechte Laune hast, kannst du gerne aufs Zimmer gehen. Außerdem ist das vielleicht gerade Mal meine fünfte Zigarette für heute«, wieder nimmt sie einen tiefen Zug.

»Lüg mich doch nicht an, Mama. Wir sind hier die ganze Zeit zusammen ...«

»Ja, das ist mir auch schon aufgefallen ...«

Der Kellner unterbricht sie und bringt ihre Getränke.

Maria schaut beleidigt in den schwarzen Garten hinaus.

»Jetzt ist mir der Durst vergangen. Danke!«

Die Mutter lacht: »Na, Gott sei Dank!«, sie nimmt einen letzten Zug und löscht ihre Zigarette demonstrativ im Aschenbecher. Die Glut zischt.

Maria blickt die Frau, die ihre Mutter ist, einen Moment lang an. Sie ist immer noch schön, sie ist alt geworden, aber man sieht, dass sie eine sehr schöne Frau gewesen sein muss: »L hat mir geschrieben!«

Die Mutter verdreht die Augen: »Dass er es nicht sein lassen kann! Du hast hoffentlich nicht zurückgeschrieben?«

Maria antwortet nicht. Eine der Engländerinnen kreischt laut auf. Die anderen lachen. Ein Mann klopft mit der flachen Hand dreimal hart auf die Tischplatte.

Anscheinend wurde erfolgreich ein Witz erzählt.

»Maria, wenn du zu ihm zurückgehst, dann komm mir im nächsten Jahr nicht wieder an und sag, dass du so schnell wie möglich weg aus Berlin musst. Erwarte ja nicht, dass ich dann wieder mit dir in den Urlaub fahre!«

Sie nimmt einen großen Schluck von ihrem Whisky. Das Zeug brennt in ihrem Hals und wärmt ihr die Brust. Sie weicht dem vorwurfsvollen Blick der Mutter aus. Die greift nach ihrer Zigarettenpackung und legt sich erneut eine Kippe in den Mund: »Nummer sechs!«, sagt sie und lässt das Feuerzeug schnalzen.

Die Skypeverbindung ist schlecht. Immer wieder wird das Bild zerstückelt und wandert wie in Zeitlupe über den Monitor. Maria muss schnell machen, ihre Mutter darf nicht wissen, dass sie hier mit L spricht. Maria legt auf und klickt erneut auf den grünen Telefonhörer. Endlich, die Verbindung steht.

L ist nicht im Bild. Man sieht nur seinen leeren Schreibtisch und den Kachelofen. »Moment!«, ruft es von irgendwoher.

Mit nassen Haaren und nacktem Oberkörper kommt er auf den Computer zugelaufen. Das verpixelte Bild von Maria sieht hübsch aus, findet er. Sie ist braun gebrannt. Ihre blauen Augen leuchten. Ihr rötliches Haar ist ein bisschen heller als sonst. Er rubbelt sich mit einem Handtuch über den Hinterkopf: »Was gibt's? Mach schnell, ich hab nicht so viel Zeit!«

Maria versucht die passenden Worte zu finden und zögert.

L wird ungeduldig: »Was ist? Du hast eine gute Nachricht ... Drehst du?

»Nein!«, Maria stört L's Unruhe. Wieder läuft er aus dem Bild.

»Jetzt bleibt doch mal hier!«, ruft Maria.

»Dann sag mir doch, über was du reden wolltest!«

L's Stimme ist seltsam dumpf.

»Über uns vielleicht und wie es weiter gehen soll...«,

Maria spürt, dass ihr das Reden schwer fällt.

L kommt zurück gelaufen. Er schließt die letzten Knöpfe seines Hemdes: »Ach so, ich dachte, du hättest ne tolle Nachricht!«

»Nein. Du hattest mir geschrieben. Ich dachte, wir müssen mal ein paar Sachen klären.«

L rollt die Augen: »Du, Maria, ich kann jetzt wirklich nicht. Ich habe keine Zeit.«

Maria wird unruhig: »Aber irgendwann müssen wir klären, wie das mit uns weiter geht ...«

»*Uns?*«

L schüttelt den Kopf, »Maria es gibt kein *Uns*, wir sind schon seit über einem halben Jahr nicht mehr zusammen. Was willst du?«

Sie kann kaum glauben, was er da sagt: »Also, das stimmt so ja nicht ... Wir schlafen ja noch miteinander!«

L stöhnt: »Hör zu Maria, das haben wir schon so oft durchgekaut. Wenn du mir nichts Wichtiges zu sagen hast, dann lass mich jetzt in Ruhe.«

Sie überlegt: »Doch, doch, da gibt es etwas ...«, sie unterbricht sich, unterdrückt die Tränen.

»Ja, also was?«. L's Ton ist hart und kalt.

»Also, gut, Maria, anscheinend gibt es nichts ...!«

Sie kann sich nicht mehr halten, sie schluchzt.

»Oh, Mann, Maria, ich kann das jetzt echt nicht gebrauchen«, J steht von seinem Stuhl auf.

Sie hat das Gefühl, ihn bei sich halten zu müssen.

»Falls es dich interessiert: Ich habe deshalb keine Zeit, weil ich jetzt ein Date habe.«

Maria zittert: »Was? Du willst nicht mit mir reden und musst los, um irgendeine Frau zu ficken ...«

L haut mit der Faust auf den Tisch. Der Laptop klappert: »Nein, Maria. Ich werde sie nicht ficken, weil sie hässlich ist.«

Maria versteht ihn nicht. Sie schnappt nach Luft: »Was?«

»Das verstehst du nicht. Das hast du nie verstanden!«

Sie weint nun unkontrolliert.

L stöhnt: »Muss das jetzt sein?«

Maria schüttelt den Kopf: »Nein«, sagt sie, kaum hörbar. Dann blickt Sie L ein letztes Mal an und beendet die Verbindung. Es piepst. Der Bildschirm ist leer.

Zwei

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Ich erinnere mich nicht. Es scheint, als hätte sich ein Film über die Windungen meines Gehirns gelegt, ein klarer, fast unsichtbarer Film, der das Erinnern unmöglich macht. Ich könnte versuchen, den inneren Super-8-Film meiner Jugend ablaufen zu lassen. Das brüchige Material, das flackernd über den verklebten Rest meiner Kindheit läuft. Reine Nostalgie, tonloses Unschuldslachen, der große Bruder, die ferne Schwester, die schöne Mutter, der baumhafte Vater. Die Ränder zwischen den verkratzten Frames würden mehr und mehr ineinander überlappen. Eine Spur nach der anderen... Steter Wechsel von Schnee und Sonne, braunem Laub. Gesichter verstorbener Großeltern. Das Echo Ihrer Stimmen zu undeutlichen Frequenzen verzehrt. Aber ich hätte nichts davon – außer der Gewissheit, dass dies nun weit, weit zurückliegt, in einer anderen Dimension, einem Paralleluniversum vielleicht. Hoffentlich! Aber eben verloren, fern vom Strang meiner Zeit, hier. Außer sentimentalen Seufzern bliebe nichts, nur ihr Klebstoff, für die schwachen Momente des Erwachsenenlebens. Doch vor allem die konkreten Erinnerungen des gerade Gelebten sind es, die mir schwer fallen. Wie ich hier in den Flieger gekommen bin, wie der Abschied war oder die letzten Tage in Berlin verlaufen sind – all das scheint kaum noch greifbar zu sein.

Heute ist der 30. März 2009. Was hat Maria all die Monate zuvor gemacht? Nach Neujahr, diesem absurden Fest auf einem vereisten Dach hoch über Berlin, als zuvor alle, wirklich alle, plötzlich bei L in der Wohnung standen? Und L, J, C, F und Maria einfach sitzen geblieben waren, am festlich gedeckten Dinnertisch, weil es so absurd schien, diese halbfremden Menschen, diese nicht angekündigte Party anders willkommen zu

heißen. Wer hatte wem Bescheid gegeben, dass bei L gefeiert werden würde? Und wer von Exzess gemunkelt? So dass irgendwann ganz spät sogar der kleine berühmte Dramaturg, dieser entfernte Bekannte, im Bällebad lag, wo eben noch aufgekratzte Nachwuchsschauspieler Zungenküsse ausgetauscht hatten. Geschlechtsbefreit, schambefreit. Und ein paar Zugereiste mit badischem Dialekt, Fremde mit Nickelbrille, totale Unbekannte, all dies staunend betrachteten. Ja, ja, da war es da gewesen, das wilde Berlin, von dem so viele sprachen, das auch die improvisierte Kleinfamilie am Dinnertisch so mal miterlebt hatte.

Krank war Maria gewesen, sehr lange sehr krank. Seit Weihnachten. Auch noch mit L in Zürich bei seinem Professorenvater – stets war sie krank. Hustend, schwitzend, ächzend, geschwächt. Erst zur Begrüßung, als der Professor ihr die Hand reichte, und L, seinem Sohn, nur auf die Schulter klopfte. Dann auch noch zum Abschied vier Tage später – als der Professor sie umarmte und nun seinem Sohn die Hand schüttelte. Eine Grippe hatte sie geschwächt, wie eine alte Frau, und die Krankheit hatte sich irgendwann so tief in ihr Gemüt gebohrt, dass sie selbst zur grantigen Alten mutiert war. Nörgelnd und schutzsuchend lag Maria bei L im Matratzenbett. L saß, über seinen Laptop gebeugt, im Nebenzimmer und schien von all dem überfordert. Hatte er sich anfänglich noch aufopfernd gekümmert, wurde zum Schluss alles Wehklagen und Husten nur harsch kommentiert: Ruhe jetzt! Ich will jetzt arbeiten! Schlaf doch mal! Das ging den ganzen Februar hindurch so, bis kurz vor Marias 27. Geburtstag. Bis eines Nachts auch alles Schlafen nichts half und um Mitternacht ein Notarzt eintraf, um ihr hohes Fieber zu senken.

Ich höre sein Schimpfen, dass man mit einer halben Lungenentzündung nicht spaßen solle. Sein Gesicht

sehe ich nicht mehr vor mir, nur seine großen knöchigen Hände. Fleischerhände. Doch, ja, der rollende Akzent in seiner tschechischen Stimme hallt noch nach. Als er so mit weichem, aber bestimmtem Ton nach einem Drahtbügel zum Aufhängen der Infusion fragte und den nun wieder besorgten L bat, Wasser abzukochen. So schäbig muss L's Abbruchwohnung auf ihn gewirkt haben.

Maria erinnert seine Erzählungen, als sie etwas ruhiger wurde, und all die Spritzen in ihrem Rücken zu wirken begannen: Er sei jahrelang Schiffsarzt gewesen, überall, in jedem Hafen. Hätte durch Börsenspekulationen seine gesamten Ersparnisse verloren und lebe nun seit elf Jahren in Deutschland. Arbeite Nacht für Nacht als Notarzt. Und dann mit schweifendem Blick das Abbruchhaus kommentierend – keine Tapete an den Wänden, die Matratze auf dem Boden, der Staub in allen Ecken: Ja, ja, er hätte auch einmal kaum Geld gehabt, als Student, aber es sei eine schöne Zeit gewesen. Darüber lachten L und Maria anschließend, weil sie dem Arzt einfach zugestimmt hatten, obwohl sie doch alles andere als arme Studenten waren. Vor allem L, Ausgeburt des Web 2.0, der diese Bruchbude auch noch als schick empfand.

Berlinale, das Filmfest, irgendwo dazwischen. Die schönste Frau der Welt, ein Glutblick, ihr Kuss und alles, was darauf folgte, diese wirre Zeit, Marias Geburtstag. Und jetzt sitzt sie im Flieger auf dem Weg nach Los Angeles. Aber warum? Ja, daran, genau daran erinnert sie sich nicht. Ihr fällt nur ein, wie ihr guter alter Vater ihr auf dem Weg zum Flughafen im Auto von Ks Tod erzählt hat. K, ein alter Freund der Familie, der Vater eines Kinderfreundes ihres Bruders. Fußballverein, runde Geburtstage, Stammtische, Kommunion. Ein Leben in der Kleinstadt, wo Eltern aufgrund der verbindenden Elternschaft Freunde wurden. Sie hatten

es alle erwartet, so wie man den Tod eben erwartet, gewusst, Krebs führe zum Tod. Und noch vor ein paar Wochen hatte sie sich vorgestellt, dass die Erzählungen über einen lebenden K bald aufhören würden. Dass K selbst zu einer Erinnerung werden sollte. Mit K hatte Maria zusammen in ihrer Wohnung Schränke geschraubt und die Küche installiert. Er hatte ihren Umzugswagen gefahren, damals, als sie noch Kind war. Und jetzt war er tot, und sie würde weiter in dieser Wohnung leben. Aber eigentlich lebte sie dort ja kaum, zog L's Abrissbude ihrer eigenen vor. Ließ ihr so erwachsenes, schönes, modernes Apartment verwahrlosen. Lieblos, stiefmütterlich. Keine Lust auf weiße Wände und Bauhausmöbel. Keine Lust auf den kleinen, vertrockneten Garten und das helle blitzblanke Parkett.

Jetzt ist er tot, und das Wort scheint absurd, um dieses Nichtmehrdasein zu beschreiben, weil Nichtmehrdasein schon absurd genug ist. Tod und Gott, das ist die gleiche Liga. Absurd, so wie vielleicht dieses Flugzeug auch, das da durch die Luft schneidet.

Als Kind konnte sie das Fliegen als surrealen Vorgang genau mit dieser Kinderphantasie begreifen. So schien sie auf Tragflächen laufen und auf Wolken sitzen zu können. Luft war Raum, stabil und unbedrohlich. Heute raubt es ihr, das Firmament so frei und die Weite so tief, den Verstand. Spiegel aus Seen, sich verschiedenfarbig brechendes Licht, rauschende Wolken: Sie gleitet auf einem gepolsterten Stuhl in einer wohltemperierten Tube durch den Luftraum. Nur vom Wahnsinn der Physik, Aufwind, getragen. Getrennt von eisigen Höhen durch eine dünne Membran. Sie sitzt auf dem letzten Platz im Flugzeug, den keiner wollte. Zwischen einer sehr alten, eingefallenen Frau und einem glatzköpfigen Amerikaner, der Filme auf seinem neumodischen Telefon schaut. Futurephone. So sitzen sie zu dritt in allerletzter

Reihe, gleich hinter den Toiletten. Maria in der Mitte, eingeklemmt, eingekeilt. Viel zu groß für diese kleinen Stühlchen. Sie beneidet die verschrumpelte Alte um ihre Zartheit, ihre Winzigkeit und den Platz, der sich ihr dadurch bietet. Jedes Mal, wenn Maria aufsteht und diesen Amerikaner im braunen Cordjackett zum Aufstehen zwingt, sagt sie freundlich »*Excuse me, Sir!*« und »*Thank you very much, Sir!*«, so wie es ihr Jahrzehnte zuvor ihr Vater beigebracht hatte.

Sie muss damals vier oder fünf gewesen sein, und ihr Vater lehrte seine beiden kleinen Kinder ein paar Höflichkeitsfloskeln, ganz langsam, so dass sie, die kein Wort Englisch sprachen, es nachahmen konnten: Damals auf dem Flug zu den Familienfreunden nach Texas. Marias Bruder bekam von den beiden Amerikanern, die sie besuchten, einen neumodischen Roboter geschenkt, mit dessen ferngesteuerten Greifarmen er in den nächsten Tagen in kantigen Bewegungen eine Menge grüner Dollarscheine einsammeln konnte. Maria fand in ihrem heruntergekühlten Zimmer mit dem Wasserbett und dem zum Versinken tiefen Teppichboden große Tüten voller Kinderspielzeug und Süßigkeiten. Weiße Plastiktüten von *Toys'r'us*, die raschelten, als Maria sie gierig leerte. Noch so ein Erinnerungsfetzen aus der Kindheit, denkt sie. Amerika in den 80er Jahren. Ein blauer Pool im verwilderten Garten hinter dem Haus, der blonde Brandon, 16jährig mit seiner schwarzen Corvette. Seine Cheerleaderfreundin mit den unfassbar langen, rot lackierten Fingernägeln auf dem Sitz neben ihm.

Marias Mutter, schlank und schön im Bikini, wischt ihr das bunte Wassereis um den Mund herum ab. Das Geräusch tausender zirpender Vögel und Insekten, Raumspray und glasklar geputzte Fensterscheiben, gegen die ihr Bruder voller Vorfreude auf das kühlende Nass einfach so rannte. Er, in seiner kleinen blauen